

Monika Bednarczuk, Izabela Krawczyk

**„Geschichte (...) ist eine allzu wichtige Frage,  
als den Historikern überlassen zu sein“**  
(Odo Marquard)

*Der Hirtenbrief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder vom November 1965  
im Stiftungsprozess von Kollektivgedächtnis und Identität*

Das menschliche Gedächtnis als Gehirnfähigkeit, Eindrücke und Gefühle aufzunehmen und zu rekonstruieren, daher Informationen oder Bilder der Vergangenheit sowie des Zeitgeschehens zu bewahren, überschreitet das individuelle Ausmaß an Welterkenntnis und Aufbau einer Sinnwelt mit Hilfe des Erinnerns und Vergessens. Individuelles Gedächtnis als Schlüsseleinheit der Identität eines Einzelnen ist kollektiv geprägt und kann als konstruktive Einheit positiv das kollektive Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbewusstsein mitgestalten, aber es kann auch zum schädlichen Faktor werden, der Apathie oder umgekehrt zunehmende Aggressionsbereitschaft des Einzelnen bzw. der Gruppe fördert; es kann, was insbesondere bei traumatischen Erfahrungen der Fall ist, eine besonders schwere Bürde sein.

Das Kollektivgedächtnis ist allerdings durch eine gewisse Dynamik gekennzeichnet, mit allen guten und schlechten Folgen. Wie Maurice Halbwachs interpretiert, wird es als soziales Phänomen erst im Prozess der Sozialisation erworben, hat so einen sozialen Rahmen. Geschichte ist für Halbwachs kein Gedächtnis, weil es kein universelles, sondern immer lediglich ein kollektives, d.h. gruppenspezifisches, identitätskonkretes Gedächtnis gibt, das sich keinesfalls auf bloße Rekonstruktion von Geschichten beschränkt, sondern das Erinnernte zeitgemäß retuschiert und fixiert - nicht wegen der Fülle anderer Zeitzeugnisse, sondern um das Erinnernte an die Denkweise der betroffenen Gesellschaft anzupassen. Das Kollektivgedächtnis verhält sich des weiteren – nach Auffassung des französischen Soziologen – selektiv: „Eine Gesellschaft ist bemüht, aus ihrem Gedächtnis alles zu entfernen, was die einzelnen Menschen und Gruppen voneinander trennen und entfernen könnte und fixiert ihre Erinnerungen dermaßen, dass sie sich den wechselnden Voraussetzungen der Gesellschaftsbalance fügen“<sup>1</sup>. Nach Fraas seien ein Mensch und eine Gesellschaft nur das zu erinnern imstande, was als Vergangenheit innerhalb der Bezugsrahmen einer jeweiligen Gegenwart rekonstruierbar ist. Vergessen wird genau das, was in der Gegenwart keinen Bezugsrahmen mehr hat<sup>2</sup>. Die Abwechslungsbereitschaft, eine gewisse Elastizität und Selektivität des Kollektivgedächtnisses mit deren Auswirkungen im Prozess der Herausbildung von nationaler Identität spielen eine wesentliche Rolle in der polnischen Wahrnehmung des westlichen Nachbarn im 20. Jahrhundert, insbesondere in differenzierten Darstellungsarten der gemeinsamen Beziehungsgeschichte sowie in der Bewältigung der für bestimmte Zeitperioden prägnanten, deutsche und polnische Sicht determinierenden Paradigmata.

<sup>1</sup> Halbwachs, M. (1969). *Spoleczne ramy pamięci*, przeł. i wstępem opatrzył M. Król, Warszawa, S. 239, 422.

<sup>2</sup> Fraas, C. (2000). Begriffe - Konzepte - kulturelles Gedächtnis. Ansätze zur Beschreibung kollektiver Wissenssysteme. In: Schlosser, H. D. (Hg.): Sprache und Kultur. Frankfurt, S. 31-45.

Die enorm komplexe Geschichte der polnisch-deutschen (slawisch-germanischen) Beziehungen und Konflikte ist von einer besonderen historischen Last gekennzeichnet, bildete in Vergangenheit und gegenwärtig eine gewichtige Herausforderung für politisch Engagierte, Intellektuelle und Geistliche beider Nationen, die ihren gesellschaftspolitischen Funktionen und dem Handlungsspielraum entsprechend die gesellschaftliche Sicht bedeutend beeinflussen, wenn nicht sogar sie ganz determinieren können. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurden die Mechanismen der „Geschichtsbemächtigung“<sup>3</sup> z. B. durch Parteien, des verlorenen Gedächtnisses sowie Ideologisierung von regimetreuen Protagonisten offensichtlich gut bekannt. Die erwähnten Prozesse sind aufgrund ihrer Allgegenwärtigkeit von der Wissenschaft über die Kunst und hohe Kultur bis zur populären Kultur zum Beschreibungsgegenstand geschichtlicher, soziologischer, philosophischer und nicht zuletzt literaturwissenschaftlicher Forschungsarbeiten geworden.

*Der Hirtenbrief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder vom 18. November 1965* war eine der mutigsten Aussöhnungsinitiativen, das Paradigma der „genetisch verankerten“ polnisch-deutschen Feindseligkeit aufzubrechen. Von daher scheint es sinnvoll, bestimmte Anhaltspunkte für die zeitgeschichtlich differenzierte Wahrnehmung des Versöhnungsbriefes zu beleuchten.

Die Überzeugung von der ewigen Feindschaft der Slawen und Germanen, von der angeborenen Brutalität der letzteren, denen seit Jahrhunderten friedlich eingestellte Slawen zum Opfer gefallen waren, hat eine lange Tradition, wurde aber als Nährboden für politische Parolen besonders in den Jahren 1908-1914 verbreitet. Nach Krzysztof Stepiński wurden Anfang des 20. Jahrhunderts in Kongresspolen zeitaktuelle Fragen mit einer fiktionalen Geschichtsauffassung fixiert, um den gesellschaftlichen Begriff gekennzeichnet durch einen „Patriotismus antigermanischer Wut“<sup>4</sup> zu belasten, der analog dem Substitutionsprinzip das polnische Unvermögen des Widerstands gegen Russland kompensieren sollte. Dem zufolge wurden die germanisch-preußisch-deutschen Verbrechen übertrieben dargestellt, der gesellschaftliche Unwille abgezweigt und so eine kollektive Verständigungsbasis geschaffen.

Infolge tragischer und traumatischer Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg und der Nazi-Besatzung hat sich das Denkmuster von unmenschlichen, von der Natur aus bösen, Polen (und Slawen) gegenüber feindlichen Deutschen im polnischen Gesellschaftsbewusstsein vertieft und blieb für Jahrhunderte erhalten. „Das preußische Bestiarium“<sup>5</sup>, populär während des Ersten Weltkrieges, wurde zum deutschen (Nazi-)Bestiarium, was insofern verständlich ist, als die Ereignisse und Greueltaten von 1939-1945 unabänderlich noch heute trotz 60-jähriger Distanz Grauen und Berührungängste der Nachkommen erregen. Auf der anderen Seite war dies all denjenigen Angehörigen des Dritten Reichs gegenüber ungerecht, die sich – wie mit Recht von den katholischen Bischöfen hervorgehoben wurde – der nationalsozialistischen Ideologie widersetzen, den Märtyrertod erlitten, Hitlers Totalitarismus im Exil bekämpften oder versuchten, sei es auch im familiären Kreis, andere Werte zu prägen bzw. zu leben als jene des Nazisystems.

<sup>3</sup> Vgl.: Mazur, Z. (1995): *Obraz Niemiec z polskich podręczników szkolnych do nauczania historii 1945-1989*, Poznań; Mitosek, Z. (1974): *Literatura i stereotypy*, Ossolineum; Prokop, J. (1994): *Wyobrażenia pod nadzorem. Z dziejów literatury i polityki w PRL*, Kraków; Zawodniak, M. (2000): *Oswajanie klasyki. Kilka uwag o socrealistycznych wstępach*. In: *Ostrożnie z literaturą! (przykłady, wykłady oraz inne rady)*, praca zbior. pod red. S. Balbusa i W. Boleckiego, Warszawa.

<sup>4</sup> Stepiński, K. (1991): *Antygermanizm w der historischen Belletristik des Königsreichs Polen unter russischen Herrschaft (1908 bis 1914)*, ins Deutsche übetr. von Ulrike Bischof (1992): *Deutsch-polnische Ansichten zur Literatur und Kultur*, Darmstadt. Das volle Studium in der Maschinenschrift des Verfassers: *Antygermanizm w kongresowiackiej publicystyce i beletrystyce historycznej oraz jego podłoże polityczne (lata 1908-1914)*.

<sup>5</sup> Stepiński, K. (1997): *Rekonasans. Studia z literatury i publicystyki okresu I wojny światowej*, Lublin.

Es sei hier die Entmythologisierungstendenz, vertreten nach dem Kriegsende von u.a. Edmund Osmańczyk, hervorgehoben, der ähnlich wie Stanislaw Ossowski und Antoni Gołubiew vor einer durch Chauvinismus und ethnische Voreingenommenheiten geprägten Sicht- und Denkweise über Deutsche warnte<sup>6</sup>. Jene Stimmen, hart bekämpft, verhallten allerdings angesichts des antigermanischen Feindbildes der ersten Nachkriegsjahre. Der Antigermanismus war immerhin kein rein spontanes Phänomen, sondern ein von oben gesteuertes. Die bewusst gebildeten, dämonisierten Bilder der Deutschen spielten im kommunistischen Polen, wie bei der Publizistik und Literatur aus der Zeit des polnischen Königtums, eine Kompensationsfunktion, was von Historikern besonders in Verbindung mit der prosovjetschen Haltung betont wird.

„Das Stereotyp des Deutschen als ewigen Feindes diente der Bloßstellung der Zwei-Feinde-Theorie, entwickelt in der Besatzungszeit durch den sog. Londoner Untergrund, und half die antisowjetischen und antirussischen Komplexe zu vermindern“<sup>7</sup>, so Edmund Dmیتrów. Die kommunistischen Machtinhaber wussten gewandt mit nationalen Ängsten und Traumata zu spielen mit dem Ziel, die ganze Nation der neuen, fremden Macht mit Drang nach nationalistischer Legitimierung zu gewinnen. So exponierte man die Bedrohung von jenseits der Oder und als Ausgleich die Unterstützung des östlichen Patronnachbarn.

Die gegenseitigen Animositäten wurden nicht einmal durch Einführung des Klassenparadigmas nivelliert; die Machtübernahme von Władysław Gomułka führte zu erneuter Verschärfung des Hasses trotz der Bemühungen des Internationalismus und Differenzierung der Deutschen in gute (DDR) und schlechte (BRD) – Revisionisten, Erben des Deutschen Ordens, Friedrichs II., Bismarcks und Hitlers – wie die Westdeutschen in Volksdemokratien dargestellt wurden<sup>8</sup>.

Die nationalsozialistische kommunistische Flanke, geleitet von Wł. Gomułka, handhabte die Politik des Gedenkens mit einem deutschen Feindbild als Hauptinstrument sowie einer sowie auf die Neuzeit, wie auch auf längst vergangenen Zeiten bauenden Argumentation. Um der Strategie willen aktualisierte man die uralten Probleme, es folgten Neuauflagen der klischeehaften Werke antigermanischer Autoren (z.B. Walery Przyborowski<sup>9</sup>) und man präparierte ideologisch, oft verfälschte geschichtliche Lehrbücher.

*Der Hirtenbrief der polnischen Bischöfe von 1965* offenbart seine wahre Bedeutung erst vor dem Hintergrund gesteuerter Abneigung und ekletanter Feindschaft der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei der katholischen Kirche gegenüber, die auch nach der Stalinzeit nicht nachließ angesichts des namhaften Rückganges der Verhältnisse auf der Linie Episkopat – kommunistische Regierung. Die katholischen Würdenträger, beseelt von der Friedens- und Dialogbotschaft des Zweiten Vatikanischen Konzils, wagten den Sprung über den Schatten der Vergangenheit und stellten die gemeinsame polnisch-deutsche Geschichte nicht nur als eine konfliktgefüllte Geschichte dar, sondern als eine von nach 1945 fast ganz verschwiegener kultureller Beeinflussung, artistischer Inspirationen, deutscher Verdienste auf dem Gebiet der Rechtswissenschaften, Entwicklung von Christentum und Kunst.

<sup>6</sup> Dmیتrów, E. (1987): Niemcy i okupacja hitlerowska w oczach Polaków. Poglądy i opinie z lat 1945-1948, Warszawa, S. 161ff.

<sup>7</sup> a. a. O., S. 287-288.

<sup>8</sup> Francke, J. (2001): Przyjaźń narodów czy przyjaźń zalecona? Stosunki między NRD i PRL, Poznań.

<sup>9</sup> Bednarczuk, M. (im Druck): *Walery Przyborowski a polska historiografia i edukacja historyczna po 1945 r.*

Des weiteren gedachten sie derjenigen, die in der Zeit der furchtbaren Nacht des letzten Krieges dem verbreiteten Nazi-Brand nicht gleichgültig und machtlos zusahen: Studenten der Gruppe „Weiße Rose“, der deutschen Widerstandsbewegung, der verfolgten Deutschen und Österreicher. Die Aussage, dass so die Polen als auch die Deutschen kraftlos aus dem Krieg hervorgegangen seien, erregte enorme Empörung der kommunistische Regierung Polens. Doch war der militärische oder psychologische Sieg eines völlig zerstörten, seit 1945 zur Abwechslung dem östlichen Nachbarn unterordneten Landes schwer zu vollziehen.

„Wir versuchen zu vergessen. Wir hoffen, dass die Zeit – Gottes Kairos – geistige Wunden allmählich heilen kann. [...] trotz der fast hoffnungslosen, geschichtlich belasteten Lage, mit gerade dieser Lage als Ausgangspunkt, rufen wir Euch, Hochwürdige Brüder auf: Versuchen wir zu vergessen! Keine Polemik, kein weiterer kalter Krieg, sondern Anfang des Dialoges“, mit diesen Worten wandten sich die polnischen katholischen Bischöfe an ihre deutschen Mitbrüder. So sollten die Konfession sowie der Geist des neuen Vatikanums der große Meilenstein werden, der den Versöhnungsweg zu ebnen hat. Der Dialog würde nämlich „gute Früchte (...) trotz heißer Eisen“ ermöglichen.

Es ist zu erwähnen, dass ein Jahr zuvor zur Aussöhnung, wenn auch vor anderem Hintergrund, indirekt von Witold Gombrowicz aufgerufen wurde. Trotz seiner Bemühungen, politische Fragen als den schöpferischen Geist einschränkende zu vermeiden und sich Polen sowie „der Form“ zu entziehen, wurde er in Westberlin mit der neuesten Geschichte konfrontiert. Seine Ergründungsversuche der Vergangenheit der Berliner, seine Diagnose des Leidens an der Zwangsstörung der Lady Macbeth (der Waschzwang als Beweis für ihr Bestreben nach Entfernung der Verbrechen Spuren) sowie Beurteilung des wirtschaftlichen Erfolges der Metropole als Schicksalsironie enden immerhin mit dem Versuch, sich aus dem beschränkenden nationalistisch-ideologischen Korsett und vom Stereotyp des Nazi-Deutschen zu befreien.

In Berlin lehnt er die übliche, verhängnisvolle Denkweise ab: „Vergeben habe ich nichts, aber etwas Schlimmeres ist mir passiert. Ich als Pole (...) musste Hitler werden. Ich musste *all jene* Verbrechen auf mich nehmen (...). Ich wurde Hitler und musste annehmen, dass Hitler in jedem sterbenden Polen gegenwärtig war, dass er in jedem lebenden Polen ständig gegenwärtig ist. Verurteilung, Verachtung, das ist keine Methode (...) es festigt das Verbrechen nur, wenn man ewig darauf herumhackt. (...) Schlucken muss man es“<sup>10</sup>. Der Ausweg liegt im Wechsel der Perspektive. Das Böse bewältigen sollte man in seinem Bewusstsein, denn das Aufreißen alter Wunden und die Befestigung von einseitigen Urteilen schließen den Befreiungsweg endgültig ab. Das Postulat der Trennung von der primitiven dichotomischen Aufteilung in Gute und Böse ist wichtiger, schwerer als Vergebung, die dem Betroffenen eine bessere Position gewährt als demjenigen, dem die Schuld vergeben wird. Daher der Ausdruck: „Vergeben habe ich nichts, aber etwas Schlimmeres ist mir passiert“. Etwas Schlimmeres, weil nicht zu begreifen, statt Hass Akzeptanz und Verständnis dem Feind gegenüber. Die Raumdistanz und mentale Widerborstigkeit des Schriftstellers ermöglichen ihm zu erkennen, dass der Krieg ein Resultat unterschiedlicher Faktoren war und keine Nation verschonte; mehr noch: immer noch destruktiv wirkt. Gombrowicz stellt die finale, blasphemische Frage, die an der herkömmlichen Aufteilung Täter *versus* Opfer rüttelt: „Völker der Welt, meint ihr immer noch, dass Hitler nur Deutscher war?“ – fragt er, was ausdrucksmäßig der Formel: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ von 1965 nahe steht.

---

<sup>10</sup> Nach *Tagebuch 1953-1969*. Aus dem Polnischen von Olaf Kühn. In: Gombrowicz, W. (1988): *Gesammelte Werke*. Band 6-8, hrsg. von Rolf Fieguth und Fritz Arnold, Carl Hanser Verlag: München – Wien, S. 890.

Insofern ist der Gedankengang von Denis de Rougemont verständlich, der während des Krieges feststellte, dass die menschlichen von Hitler entfesselten Inklinationen, existierten und existieren werden. „Attila unserer Zivilisation, ihre Gottesgeißel, bevor er seine Befürworter und die Macht gewann, war in uns; erst danach wandte er sich gegen uns. Und noch aus dem Jenseits beherrscht er uns ohne weiteres, es sei denn, wir werden uns bewusst, dass er ein Teil von uns selbst ist, ein Teil unseres Herzens“<sup>11</sup>. Im Zusammenhag mit dem *Hirtenbrief von 1965* könnte die Ansicht von Karl Jaspers von 1946 über die „metaphysische Schuld“ angeführt werden: „Es gibt eine Solidarität zwischen Menschen als Menschen, welche einen jeden mitverantwortlich macht für alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit in der Welt, insbesondere für Verbrechen, die in seiner Gegenwart oder mit seinem Wissen geschehen. Wenn ich nicht tue, was ich kann, um sie zu verhindern, so bin ich mitschuldig“.<sup>12</sup>

Die beiden bedeutungsvollen, unabhängig voneinander formulierten, eine Änderung des Blickwinkels fordernden Konzeptionen, wenn auch auf andere ideelle Grundlagen bauend (Religion, Philosophie, Identitätskampf), sollten zu gleichen oder ähnlichen Folgerungen führen: zur wahren Erkenntnis und Änderung der Weltanschauung.

*Der Hirtenbrief* offenbart seine Aktualität insbesondere im Kontext lebhafter Streitigkeiten über den Bau des Zentrums gegen Vertreibungen in Berlin. Die Bischöfe bestritten immerhin nicht die Rechte der Umsiedler auf deren kleine Heimatorte zur Erinnerung an alle rücksichtslos Vertriebenen.

Die Bürde der „Leiden von Millionen Flüchtlingen und vertriebenen Deutschen (...) auf Befehl der Siegesverbündeten – Potsdam 1945“, dessen sich die polnischen Geistlichen, den Hirtenbrief unterzeichnend, bewusst waren, scheint am dauerhaftesten. Nach dem Krieg wurde dem Antigermanismus durch das Görlitzer Abkommen, das Übereinkommen mit der BRD, die Anerkennung der westlichen Grenze Polens von 1970 sowie den Folgeverträgen über gute Nachbarschaft ein Ende gesetzt. Es schien auch, als habe Deutschland die gegenüber Polen negativen Anteile seiner preußischen Staatstraditionen endgültig abgelegt – vor allem die negative Polenpolitik, die im 18. Jahrhundert in der mit Russland gemeinsam durchgeführten Zerschlagung des polnischen Staates begann, sich im 19. Jahrhundert in der Unterdrückung der polnischen Unabhängigkeitsbewegung fortsetzte und im 20. Jahrhundert im Hitler-Stalin-Pakt gipfelte, schien zu einem Ende gekommen zu sein. Der friedlichen internationalen Verhältnisse nach der polnischen Wende ungeachtet, ist das Problemfeld der Umsiedlungen eines der brennendsten. Die diskursiven Kommunikationsblockaden haben vielfältige Ursachen, auch jenseits des Zentrums gegen Vertreibungen und der „Preußischen Treuhand“ und der Ängste, die diese Initiativen in Polen ausgelöst haben. Die letzten Jahre hindurch erlahmten allerdings die Folgen der auf Klischees sowie Macht der Nomenklatur bauenden Geschichtsverfälschung. Laut einer im polnischen Fernsehen veröffentlichten Umfrage vom April 2006 wird der "Gefühlswert" der öffentlichen Meinung in Polen den Deutschen gegenüber anscheinend immer freundlicher. Während 1966 lediglich 7 % der befragten Polen Sympathie empfanden (67% gaben sogar eine Abneigung an), so sind es 2006 bereits 44%. Immerhin ist das weniger als die Hälfte der polnischen Bevölkerung, der Fortschritt lässt sich nicht vernebeln.

Die Verdienste der polnischen Unterzeichner des Briefes von 1965, unter ihnen Kardinal Stefan Wyszyński und Erzbischof Karol Wojtyła und andere engagierte Polen (Edmund

<sup>11</sup> de Rougemont, D. (1992): *Udział Diabła*. Przeł. A. Frybes, Warszawa, S. 60, 66, 81.

<sup>12</sup> Jaspers, K. (1979): Die deutsche Schuldfrage. Für Völkermord gibt es keine Verjährung, Piper & Co. Verlag, München, S. 22

Omańczyk, Stanisław Ossowski, Antoni Gołubiew, Witold Gombrowicz) sowie derer, die versuchten ohne Tradierung der durch das kommunistische System aufgenötigten Klischees zu leben, unterliegen keinem Zweifel. All die berühmten wie auch am häuslichen Herd mitwirkenden Menschen waren sich doch über die Kompliziertheit der Geschichte und Verwicklung des Individuums in gesellschaftliche Identität im Klaren.

Abschätziger Voreingenommenheiten und Schemata der Propaganda zum Trotz waren auf beiden Grenzseiten viele Menschen bemüht, die eigene konstruktive Identität trotz einer schweren gesellschaftlichen Erinnerung voller Wunden und Narben erneut zu finden und zu stiften. Es bleibt zu hoffen, dass auch die schmerzhafteste Frage der Vertriebenen im Geiste gemeinsamer Verständigung gelöst wird. Sonst könnten die Bemühungen der angeführten Personen und Erfahrungen letzter Generationen vergeblich scheitern.